

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 24 (1982)

Artikel: Drei Erzählungen

Autor: Stupan, Victor

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Erzählungen

von Victor Stupan

Das Vermächtnis

Die Böschung der kleinen Bucht ist steil und dicht bewachsen, Ginster, Schlehendorn, Berberitze, alles wild durcheinander und ineinander greifend. Obwohl Frau Regula den Zugang zur Bucht gut kennt – schon oft war sie dort – muss sie sich mühsam durchzwängen. So dicht, meint sie, sei das Gestrüpp noch nie gewesen. Es ist Herbst und Abend, als sie sich dem Ufer naht, vorsichtig, umherblickend, als hätte sie Angst, beobachtet zu werden. An der Hand hält sie ein gut verschnürtes Paket, das sie sehr sorgfältig trägt. Bei der kleinsten Erschütterung könnte dessen Inhalt durcheinandergeraten oder zerbrechen.

Nun sitzt sie auf einem vom Orkan entwurzelten Baumstrunk, dessen nackte Arme in den See hinausragen und von den sanften Wellen umspült werden. Sie hat das Paket entschnürt und hält dessen Inhalt auf ihrem Schoss. So sorgfältig halten junge Mütter ihre Neugeborenen. Sie umfängt es mit beiden Händen, damit es ja nicht auf die ausgemergelten Ufersteine falle und zerbreche.

Der Abend ist dunkel und ruhig. Kein Mond, keine Sterne, kein Lüftchen von keiner Seite. Spiegelglatt breitet sich der See vor ihren Füßen aus. Nur die Lichter von Morcote funkeln darin. Sonst ist alles dunkel, schwarz.

Ein versunkenes Dorf, denkt sie, im Urgrund der Erde, in die Unterwelt gestürzt, wie weiland der vom Schöpfer abgefallene Engel. Sie erschrickt ob ihren Gedankengängen. Nein, ihren Vater hat sie nie vom Schöpfer reden hören, oder höchstens ironisierend, ihn verneinend.

Und sie ist *sein* Kind, hat ihn, den berühmten Arzt, geliebt und verehrt.

Sie blickt nach Morcote hinüber, dann zum darüber thronenden Monte Arbostora, dessen Konturen vom nebelverschleierten Horizont sich kaum abheben. Alles ist noch da, so fest wie eh und je. In Morcote gehen die Leute am Strand spazieren, Liebespärchen sitzen eng umschlungen auf versteckten Bänkchen. Sie horcht hinüber. Ob man die Menschen reden hört? Das gellende Lachen der Tessiner Frauen? Die sprühenden Worte eifrig diskutierender Südländer? Kein Laut dringt zu ihr herüber. Auch die Autos, die nach Carona hinauffahren! Man sieht ihre Scheinwerfer leuchten, man hört aber nicht ihre Motoren heulen. Die Ruhe, mit zunehmender Dunkelheit aus dem Seegrund gestiegen, ist unheimlich.

Vorsichtig öffnet sie den Deckel der Urne. Sie kann nichts sehen, so dunkel ist es. Mit den Fingerspitzen tastet sie die flaumige Oberfläche der Asche ab und fühlt sich vom Schauder erschüttert. «So wenig», flüstert sie, «eine Handvoll Asche!»

Ihre Finger zittern. Sie zieht sie ruckartig zurück.

Zu einer Sphinx erstarrt die Urne auf ihrem Schoss. Wird sie das Rätsel lösen können. Sie denkt an Antigone, die büßen musste, weil sie den geliebten Bruder, um ihm die Seelenqualen der Unterwelt zu ersparen, begrub.

«Erde zur Erde», hört sie ihren Vater sagen. Ein biblisches Wort, das oft in Grabreden eingekleidet wird. Nein, ihr Vater war nicht biblisch gewesen und erst recht nicht kirchlich, und sie

war sein Kind, seine Tochter und Erbin seines Wesens.

Sonntags, wenn sich die Gläubigen zum Kirchgang rüsteten, streiften sie Hand in Hand durch die Wälder, plauderten mit den Quellen und lauschten den geschwätzigen Vögeln.

«Das ist mein Tempel», pflegte er zu sagen. «Siehst du, wenn der Herbst seine rauen Nächte in die Welt sendet, vergeht, was im Frühling geworden ist. Die stärksten Bäume werden einmal vom Wind gebrochen und vermodern. Erde zur Erde! Das ist das unabänderliche Gesetz der Natur, dem wir gehorchen müssen.»

Die Mutter war nie mitgekommen. Zwischen ihr und dem Vater bestand keine innere Bindung. Auch Mutter und Tochter waren sich fremd. Sie war eine autoritäre Mutter und mustergültige Hausfrau gewesen, sie hatte stets gewusst, wie ein gepflegtes Arzthaus zu halten und zu verwalten ist, sie präsentierte gut und verstand es, mit Gästen geistreiche Gespräche zu führen. Sie hatte alle Eigenschaften einer vornehmen Dame, aber eine Mutter war sie dem Kind nie gewesen, nie eine Frau dem Mann.

Trotzdem weinte Regula bittere Tränen, als Vater und Mutter sich trennten. Die Mutter zog in die Stadt, und Regula, ihrem Wunsche gemäss, blieb im Vorort beim Vater. In seiner Obhut fühlte sie sich geborgener als in Mutters vornehmem Heim.

Später, nach Jahren, kam eine Stiefmutter ins Arzthaus. Regula konnte sich gut erinnern, wie ihr Vater feierlich verkündete, dass nun eine andere Mutter ins Haus komme, eine gute Mutter hatte er gesagt.

Regula verstand ihn nicht, konnte ihn nicht verstehen. Seine salbungsvollen Worte schlugen wie Hammerschläge an das kindliche Trommelfell, und sein Blick war eiskalt, gläsern. Noch nie hatte sie ihn so gesehen. Ein fremder Mann, der ihr mit eisernem Griff den Hals würgte, so dass die Laute in der Kehle erstarben. Das war also der Grund, warum Vater abends so oft ausging. Später, mit sich selber allein, hatte Regula geweint, bittere Tränen, stundenlang. Nun würde sie den Vater auch verlieren und ganz auf sich selber angewiesen sein. Sie täuschte sich.

Eine gute Mutter, wie Vater ihr versprochen, erhielt sie allerdings nicht. Sie kam ins Haus, schaltete und waltete wie ehedem Vaters erste Frau. Auch sie führte einen mustergültigen Haushalt, verhielt sich stets korrekt, gab ihrem Stiefkind kein böses, aber auch kein freundliches Wort. Nie hätte sie es geküsst, nie es übers Haar gestreichelt. Jedoch den Vater hatte sie Regula nicht zu nehmen vermocht. Nachdem die durch die Wiederverheiratung geschlagenen Wunden verheilt waren, fanden Vater und Tochter von neuem zueinander, inniger denn je, und als nach wenigen Jahren Mutter und Stiefmutter kurz nacheinander starben, wurden ihre Herzen auf dem Amboss des Leidens zu einem einzigen Guss geschmiedet.

Regula blickt verträumt in die stockdunkle Nacht hinaus. Wie oft hatte sie in der Stadt gegen die ununterbrochene Lärmkulisse gewettet. Jetzt fühlt sie, dass die absolute Stille noch schwerer zu ertragen ist. Wenn doch ein Fischlein spränge, wenn aus dem nahen Dörfchen das Glöcklein bimmelte oder ein Vogel im Geesträuch piepste! Und immer noch das Lichterspiel Morcotes, das ihr wie eine versunkene Stadt aus dem Seegrund entgegenleuchtet.

Nein, sie hatte den Vater nicht verloren, den Vater, der auf Spaziergängen vor den Blumen stehen blieb und zu ihnen sprach, wie zu Freunden, und war es eine Feuerlilie, dann sah Regula sein Gesicht strahlen und hörte ihn flüstern: «Hörst du, wie die Farben der Blumen plaudern. Nie sollte man sie mutwillig abreissen, die Blumen! Wissen wir, ob sie dabei nicht leiden? Auch sie, wie alle Geschöpfe, sollen eines natürlichen Todes sterben dürfen.»

Ein echter Weltbürger, mit allen Lebewesen eins.

Vor allem mit seinen Patienten. Nicht mit Spritzen und Pillen allein versuchte er, ihren Krankheiten beizukommen. Er setzte sich zu den Leidenden auf den Bettrand, plauderte mit ihnen, spendete Trost. Nicht billigen Trost!

«Wir müssen gemeinsam mit Ihrer Krankheit ringen. Wenn Sie mir dabei helfen, werden wir mit ihr fertig werden», pflegte er zu sagen. Und die Sterbenden! Er, der Atheist, hatte ihnen kein ewiges Leben anzubieten. Und doch musste er

ihnen in die Augen blicken und sah die Hoffnung der Hoffnungslosen darin leuchten. Ein Glanz, den er nur schwer zu deuten vermochte. Hoffnung, wenn man den Tod vor der Türe die Sense wetzen hörte! Hoffnung auf ein anderes Leben? Ein mitleidiges Lächeln zuckte um seine Lippen. Jenes Leben, das es nicht gab. Neben den ewig waltenden Naturgesetzen hatte in seiner Meinung nur noch das Nichts Platz. Kein *Sein* neben dem Werden und Vergehen.

Das Nichts brauche keinen Platz, hatte ihm Regula einmal widersprochen.

Er verbesserte sich: das Nirwana, die Ruhe, der ewige Frieden.

Auch diese Überlegungen vermochten Regula nicht ganz zu überzeugen. Aber sie waren einleuchtender, liessen wenigstens etwas gelten. Sie schwieg. Sie wagte nicht, dem strengen, verehrten Vater nochmals zu widersprechen.

Nach dem Tod von Regulas Stiefmutter verbrachten Vater und Tochter längere Ferien im Tessin. Da drüben in Brusino, am Hang oben, mitten in den Kastanien, hausten sie miteinander und zogen oft ans Ufer hinunter. Das unablässige Kommen und Gehen der Wellen war dem Arzt und Naturwissenschaftler ein Sinnbild für das Werden und Vergehen im Weltall. Dann erzählte er Regula von der Mannigfaltigkeit in der Natur, von den Mutationen, die immer neue Arten zu schaffen vermögen.

Lebhaft, als wäre alles erst gestern geschehen, tauchten die Erinnerungen auf. Sie steckte damals im Backfischhalter und räumte dem Herzen mehr Platz ein als dem Intellekt. Jenes Spiel der Wellen sei nur möglich, weil der See als Ganzes in sich ruhe, ewig in sich ruhe, sagte sie.

«Nicht ewig, Kind, auch ihm ist ein Ende gesetzt, auch der See wird einmal nicht mehr sein», rechtfertigte sich der rein wissenschaftlich, abstrakt denkende Arzt.

«Wie logisch und wie schrecklich», dachte Regula. Sie konnte sich Brusino ohne See nicht vorstellen. Sie konnte die Dinge nicht zu Ende denken. Hinter jedem Ende verbarg sich der Anfang!

Auch abends gingen sie manchmal miteinander an den See, und in klaren Nächten sprach der Vater oft über den Lauf der Himmelskö-

per. Freilich, wenn er über ihre Entstehung aus dem ursprünglichen Nichts durch zufälliges Zusammentreffen verschiedener Komponenten im Kräftespiel des Universums berichtete, hatte Regula das unangenehme Gefühl, dass auch sein weltweit gespannter Geist über die allerletzten Dinge nicht genau Bescheid wisse. Hinter allem sah sie die Urtat des allmächtigen Schöpfers, hörte sie sein entscheidendes Wort «Es werde, und es ward».

«Wenn ich sterbe», sagte er eines Abends ganz unvermittelt, «brauche ich weder Pfarrer noch Gebet. Auch keine Trauer um mich! Meine Asche soll hier, in meiner geliebten Bucht, den Wellen übergeben werden, damit ich dort hin zurückkehre, woher ich gekommen bin.» Regula nahm den Ausspruch, als momentane Laune des Vaters, nicht ernst, obgleich seine wegwerfende Handbewegung die Aussage bekräftigte.

Und nun sitzt sie da, auf demselben Baumstrunk wie damals und hält Vaters Urne in ihrem Schoss und hat nicht den Mut, sein Vermächtnis zu vollziehen. Hastig setzt sie den Deckel der Urne wieder auf, als fürchte sie sich vor der Versuchung, es doch zu tun. Nein, sie kann es nicht, will es nicht. Eigenartiger Einfall! Die Asche zerstreuen, würde bedeuten, den Vater selber zerstreuen, seinen Geist, sein Wesen! Hinaus, in den See? Wohin?

Er ist tot, das weiss sie, und fühlt doch, wie lebendig er ist, wie nahe er ihr steht, jetzt näher denn je. Die Urne in ihrem Schoss wird schwer und schwerer. Die Asche, einmal den Wellen übergeben, würde bis auf den Grund des Sees versinken, dorthin, wo der abgefallene Engel in der versunkenen Stadt haust. Solange sie etwas von ihrem Vater behält – und ist es nur seine Asche – behält sie ihn selber. In der Erinnerung wenigstens! Und Erinnerungen, dessen ist sie sicher, können wirklicher als die Wirklichkeit selber sein. Sie muss zu ihm gehen, vor ihm stille werden können, täglich, stündlich. Nur so kann sie ihn behalten. Hat sie nicht vor Jahren schon den eigenen Freund verloren und besitzt ihn doch noch, wird ihn ewig besitzen. Sie weiss, wo er ist, wo er ruht.

Sie schliesst die Augen, um sich vom Lichtschimmer und von der versunkenen Stadt abzuschirmen. Sie will nichts denken, an gar nichts. Vergebens! Auch im Raume der Gedanken, wie im Weltenraum, gibt es kein Nichts. Und die Zeit kennt weder Anfang noch Ende. War des Vaters Verneinung des Ewigen, des Wesentlichen im Menschen doch nur Schein der glitzernen Oberfläche? Hatte auch er mit seinem Intellekt die letzten Geheimnisse doch nicht zu ergründen vermocht?

Regula erschrickt, als sie sich ertappt, die rechte Hand tief in die Asche der Urne versenkt zu haben. Sie zieht sie rasch zurück. Erinnerungen werden wieder wach. Sie sieht den Vater neben sich sitzen auf demselben Strunk, worauf sie jetzt sitzt.

Es war Frühling, und es spross aus allen Ritten, wieder offenbarte sich die Natur in ihrer Urkraft. Er hatte Regula übers Haar gestrichen und ironisierend geflüstert: «Ob ich lebe oder sterbe, so bin ich des Herrn.»

Es waren die letzten Worte des Pfarrers am Grabe ihrer Stiefmutter, die unbedingt kirchlich begraben sein wollte.

«Nein», hatte er laut lachend beigelegt, «wir sind nicht des Herrn . . . , weil es diesen Herrn nicht gibt.»

«Und wenn es ihn doch gäbe?» hatte Regula gewagt einzuwenden.

«Dann müssten wir uns von ihm wenden, von ihm lösen.»

«Oder ihm doch vertrauen», flüsterte Regula.

«Jede Bindung ist eines Menschen unwürdig und unerwünscht. Werden und Vergehen fliesen nicht aus der Hand eines Seins, das es nicht gibt, sondern aus den sinnvollen (er stockte) . . . blinden Naturgesetzen.»

Sinnvoll! Blind! fuhr es Regula durch den Kopf. Aber sie schwieg.

«Nein, Kind, wenn ich einmal sterbe, bitte keine ewigkeitsversprechenden Phrasen! Ich möchte eingehen ins Nirwana, in die ewige Ruhe. Erde zur Erde!»

Regula schaut wieder auf. Der gespenstische Widerschein der Lichter von Morcote blickt ihr aus dem Seegrund entgegen und blendet ihre Augen. Wie von einer höheren Macht getragen,

greift sie mit ihrer Rechten tief in die Urne. Sie lässt die Asche durch ihre Finger rieseln, wie ein spielendes Kind den Sand.

Und wieder schweifen ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück.

Sie entwuchs den Kinderschuhen, zog in die Welt hinaus, stets vom Geist des Vaters, von seinem tiefen Lebensernst, getragen. Sie begegnete einem Mann, den sie zu lieben glaubte. Sie heirateten bald. Sie hätten es nicht tun sollen. Innerlich blieb sie dem Vater verbunden. Die Ehe hielt nicht. Später durfte sie ihre grosse Liebe erleben. Aber auch sie war von kurzer Dauer. Der Freund erkrankte und starb.

Die unheilbare Krankheit des Vaters und sein Wunsch, von Regula gepflegt zu werden, kam ihr sehr gelegen. Mit dem Verlust des Freundes, der ihr wie ein Alp auf der Brust lag, glaubte sie alles verloren zu haben. Nur den Vater nicht. An ihm konnte sie sich noch aufrichten, obwohl sie täglich um sein langsam aber stetig nahendes Ende bangte. Nicht, dass Vater Angst vor dem Tod gehabt hätte! Mutig, bewusst ging er die letzte Wegstrecke, als sehnte er sich darnach. Aber in jener letzten Nacht – Regula wachte an seinem Bett – blickte er unverwandt zur Türe, als stünde jemand auf der Schwelle, und sagte: «Hebe dich weg von mir!» Dann liess er müde den Kopf in die Kissen fallen und raunte: «Herr, ich kann so nicht kommen, ich muss mich anständig kleiden.»

Regula erschrak. Waren das Vaters Worte? Frontsoldaten behaupten, es gebe im Kugelregen der Schützengräben keinen Atheismus, dachte sie.

Und er! «Weine nicht um mich! Versprich mir aber, meinen letzten Willen zu erfüllen.»

Sie nickte zustimmend.

Den letzten Willen des Vaters fand sie in einem einzigen Satz zusammengefasst niedergeschrieben: «Ich möchte, dass die Asche meines Fleisches in der mir lieb gewesenen Brusino-Bucht den Wellen de Laganersees übergeben wird.»

Grauen erfasste Regula. Also doch!

Ja, das war die Handbewegung, die sie schon damals zu verstehen geglaubt hatte, das gleiche Wort, das sie als momentane Laune aufgefasst,

weil sie es nicht wahr haben wollte. Nun war es doch so gekommen.

Vaters letzter Wille richtet sich wie eine schwarze Wand vor ihren Sinnen auf, eine Wand, die sie durchbrechen muss und nicht kann. Sie sieht den sterbenden Vater, fühlt seine Hand in der ihren, hört ihn sagen: «Versprich mir . . .!»

Vernimmt sie nicht eine Stimme, die sagt: «Zerstreue nicht, was du liebst.» In der linken Hand hält sie sorgfältig die Urne . . . den rechten Arm gestreckt über dem schwarzen, ruhigen Seespiegel. Die Asche in ihrer Hand wird lebendig. Ein Nachtmahr überfällt sie. Sie muss etwas tun. Die Hand öffnen und die Asche ins Wasser fallen lassen? Vaters wegwerfende Bewegung vollziehen? Weit in den See hinaus! Wohin? Ja! Sie hört seine Devise: kein ruhendes Sein neben dem Werden und Vergehen, neben dem Sich-selber-Vernichtenden. Auch der See wird einmal nicht mehr sein.

... sich von ihm lösen!

... ihm vertrauen!

... es gibt es gar nicht.

Und es gibt ihn doch, raunen ihre bebenden Lippen und meinen den christlichen Gott.

Antigone hatte büßen müssen, weil sie den Menschen getrotzt hatte. Vielleicht hat sie der Allmächtige in seine Arme geschlossen, als sie zu ihm kam!

Ich werde es nicht tun, nein, nie!

Aber indem sie dies sagt, öffnet sie ungewollt ihre Hand und lässt die Asche fallen und hört, wie sie auf das ruhende Wasser niederrieselt, geheimnisvoll, gespenstisch niederrieselt.

«Nein», ruft sie laut und erschrickt vor ihrem eigenen Wort. Aber es ist ein Nein der Verzweiflung, das der einmal begonnenen Handlung keinen Riegel vorzuschieben vermag. Ein zweites Mal greift sie in die Urne und wirft die Handvoll Asche weit in den See hinaus, dann ein drittes und ein viertes Mal, hastig, als fürchte sie, etwas könnte dazwischenentreten, könnte sie daran hindern, das dem Vater gegebene Versprechen zu vollenden. Sie darf nicht warten und leert eilends den Rest der Urne ins Wasser. Wie eine Lawine kommt es über sie. Sie fühlt ihre Knie wanken und fällt ohnmächtig hin. Als sie

erwacht, könnte sie nicht sagen, wie lange sie dagelegen hat. Ihr Kopf schmerzt sie. Sie muss ihn an einem Uferstein angeschlagen haben, an einer Hand fühlt sie quellendes Blut. Sie tastet nach der Urne, die beim Fallen in Scherben gegangen ist. Sie hat sich damit am Handgelenk verletzt. Langsam, schwankend steht sie auf, sucht nach den Tonscherben und wirft sie ebenfalls ins Wasser. Wie noch nie in ihrem Leben fühlt sie sich von der Einsamkeit ausgehöhlt. Nicht einmal weinen kann sie. So ausgepumpt ist ihr Herz, versperrt der Weg zu den sonst so leicht tränenden Augen. Mühsam schleppt sie sich durch das Gestrüpp auf die Strasse hinauf, wankt hinüber zu den ersten Häusern von Brusino und steigt den Fussweg zu ihrer kleinen Wohnung hinauf.

Erst in ihrem Zimmer, allein mit sich selber, kann sie weinen. Lange und laut lässt sie über dem Schmerz, den geliebten Vater doch weggeworfen zu haben, ihren Tränen freien Lauf.

Wenn die Blätter fallen

Herr, gib du jedem seinen eignen Tod!
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
Darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

R. M. Rilke (Stundenbuch)

Sie konnte nur mühsam am Stock gehen, und alles an ihr war wie verwelkt: der fadenscheinige Rock, die abgetragenen Schuhe, das spärliche, verblichene Haar, die arthritischen Hände und das fahlgelbe Gesicht. Und alles an ihr leuchtete im Spiegel ihrer Augen, leuchtete wie farbige Herbstblätter in der warmen Mittagsonne, welke Blätter, die noch am Baume hingen, die beim nächsten Windstoss zur Erde fallen werden.

Jeden Tag, zur gleichen Zeit, bei einbrechender Dunkelheit, schleppte sie sich das Strässchen herauf und strebte hinkend, aber zielbewusst dem Friedhof zu. Und wenn sie am Pfarrhause vorbeikam und sah, dass sich die Kinder an der Fensterscheibe ihre Nasen plattdrückten und über die sonderbare Frau kicherten, huschte ein sanftes Lächeln über ihr welkes Gesicht, als ob ihre eigene Kindheit und Jugend darin strahlte.

Bevor sie die für ihre müden Beine viel zu hohen Stufen zum Friedhofeingang erstieg, hielt sie kurz an, wie jemand, der seine letzten Kräfte sammeln muss. Sie atmete tief, blickte zum Himmel hinauf, dann zum spitzbogigen Eingangstor und flüsterte vor sich hin: «Es ist nicht leicht, diese Hürde zu nehmen.»

Mit dem Einsatz ihrer letzten Kraft bezwang sie Stufe um Stufe, und die Pfarrkinder, die ihr zuschauten, hatten mit ihr Erbarmen und wussten, dass sie der müden Frau hätten helfen müssen. Aber wie? Wenn der Tag zur Neige ging, erschien sie, im Winter früher, im Sommer später. Frönten die Pfarrkinder noch dem Spiel im Garten, ging sie nie achtlos an ihnen vorbei, sondern hielt kurz an, entbot den Wildfängen ihren klangreinen Gruss und plauderte einen Augenblick mit ihnen. Waren ihre Eltern abwesend und hielten sich die Kinder länger als gewöhnlich im Freien auf, schlichen sie oft unbemerkt an den Friedhof heran und streckten ihre Wundernasen über die Mauer des Gottesackers. Sie sahen die wunderliche Frau von Grabhügel zu Grabhügel humpeln, hörten sie flüstern, wenn sie die Inschriften leise las. Immer wieder stand sie still und schüttelte verständnislos den Kopf, berührte mit ihren steifen Fingern die halbverwelkten Kränze, betastete die Umrisse der Grabsteine und murmelte manchmal unverständliches Zeug vor sich hin.

Die Kinder wussten nicht recht, was sie vom sonderbaren Benehmen der alten Frau halten sollten. War sie nicht ganz bei Sinnen? Im Zwielicht des Mondes und einer schwachen Lampe, die vor der Kirche brannte, machte ihr brauner Schatten sonderbare Sprünge, hüpfte wie ein Kobold über die Grabhügel dahер. Aber auch die Gestalt der alten Frau, deren Umrisse sich im Halbdunkel verwischten, wuchs in den Augen der Kinder zu einem geheimnisvollen Wesen oder schrumpfte zusammen und kam geisterhaft auf sie zu. Dann duckten sie sich hinter der Kirchhofmauer, und noch ehe sie den Friedhof verliess, waren sie wieder im Pfarrhaus verschwunden und hatten dessen Türe fest verriegelt.

An einem Abend beim Nachtessen fragte Ruth nebenbei den Vater, wer jene sonderbare

Frau sei. Der Pfarrer, ein vielbeschäftigter Mann, dessen Studierzimmer von der Strasse abgewandt war, hatte sie noch nie beachtet. Seiner Verantwortung bewusst, um das seelische Heil seiner Pfarrkinder besorgt zu sein, setzte er sich abends aufs Bänklein vor der Haustüre, wenn die Alte vorbeihinkte. Die Seelsorge ist das höchste Gebot des Dorfpfarrers, er musste wissen, wer sie war, was sie wollte. Vielleicht kam sie aus dem Armenhaus oder Altersheim, fühlte sich einsam und hatte Trost nötig, kirchlichen Trost, oder sie litt gar materielle Not und bedurfte eines Zuschusses aus der kirchlichen Armenkasse! Die Kirchenbehörde hätte ihn, den Seelsorger, auf sie aufmerksam machen sollen. Pünktlich erschien sie, grüsste ihn freundlich lächelnd, und er sah gleich am ersten Abend ihr welkes Gesicht und ihre funkelnden Augen. Er wollte aufstehen, um sie persönlich zu begrüssen, blieb aber sitzen und liess es beim Gruss beenden. Er sah sie vor dem Friedhofeingang stillstehen, sah, wie sie schwer atmete. Immer noch blieb er sitzen. Erst, als sie Tritt um Tritt nahm und der Stock unter dem Druck ihrer Hand sich bog, eilte er hin, um ihr zu helfen. Er kam einen Augenblick zu spät. Sie war schon oben.

«Bemühen Sie sich nicht, Herr Pfarrer», sagte sie mit ihrer sonoren Stimme, «es geht schon noch, es muss gehen.»

Über seine Unbeholfenheit verärgert, kehrte der Pfarrherr an seinen Platz zurück. Wie schon oft in seinem Leben war er wieder einmal zu spät gekommen, einen Augenblick nur, und doch zu spät. Und er kannte jene Treppenstufen und wusste, wie hoch sie waren. Wie seine Kinder blickte auch er verstohlen über die Kirchhofmauer und fand das Gebaren der Frau sonderbar. Was suchte sie Abend für Abend auf dem Friedhof? Wer war sie?

Er hatte das Pfarramt im Dorf erst vor kurzem angetreten und kannte die Leute noch nicht oder nur flüchtig. Ob sie das Grab ihres verstorbenen Mannes oder gar eines Kindes aufsuchte? Als sie wieder im Tor zum Friedhofeingang erschien, zögerte er nicht, eilte hin und half ihr über die Steinstufen herunter. Diesmal kam er

rechtzeitig, und sie liess sich gerne helfen und bedankte sich dafür.

«Möchten Sie sich nicht einen Augenblick ausruhen?» fragte sie der geistliche Herr und lud sie ein, auf dem Bänkchen vor dem Pfarrhaus Platz zu nehmen.

«Man ruht sich gerne aus», erwiderte sie und setzte sich hin. «Das Gehen wird immer beschwerlicher.»

Sie lehnte ihren Stock an die Hausmauer. Der Pfarrer wusste, dass es nun an ihm war, etwas zu sagen, ein tröstliches Wort, das sie aufmunterte, das ihr wieder neuen Mut gab. Wie hatte er's doch so schön gelernt! Natürlich wusste er's noch! Aber er blickte in zwei leuchtende Augen, die *ihm* hätten Trost spenden können, ein geläuterter Blick, der ihm das Wort in der Kehle erwürgte. Dabei musste er eine düstere Miene zur Schau getragen haben, denn die Alte lächelte und meinte: «Betrüben Sie sich nicht, Herr Pfarrer, bald geht's mir besser.»

Jetzt musste er etwas sagen, und er glaubte auch, das richtige Wort gefunden zu haben: «Bestimmt, gute Frau . . .» stotterte er, zögerte einen Augenblick, und schon fuhr sie weiter: «Nein, nicht so, wie Sie meinen, oder es vielleicht nur sagen.»

Beide schwiegen. Ihre Blicke kreuzten sich, und der Pfarrer verstand die Sprache ihrer Augen. In seiner Verlegenheit fühlte er sich gedrängt, etwas zu sagen und fragte, was er nie hätte fragen sollen: «Ich sehe, dass Sie jeden Abend den mühsamen Weg auf den Friedhof machen. Sie besuchen sicher das Grab Ihres lieben, verstorbenen Ehegatten?»

Nun lachte sie schelmisch und erwiderte unverzüglich: «Nein, ich habe niemand mehr, weder dort noch hier», sie wies mit der Hand zum Friedhof, «ich bin allein, ganz allein.»

Sie sah, dass der Pfarrherr staunte und hörte deutlich seine stumme Frage.

«Warum ich trotzdem jeden Tag den Gottesacker aufsuche? Sie sind vor kurzem als Seelsorger in dieses Dorf eingezogen. Haben Sie vorher nie Ihre künftige Wirkungsstätte, Ihre Bleibe, aufgesucht, einmal, zweimal, vielleicht zehnmal, haben Sie sich nie vorher erkundigt, wie es sich hier leben lässt? Nun, erkundigen kann ich

mich auf dem Friedhof kaum und erst recht nicht, wie es sich dort leben lässt, aber heimisch machen kann ich mich, Herr Pfarrer, heimisch machen.»

Sie schwieg und blickte zum Friedhof hinüber. Er hatte nicht den Mut, aufzuschauen. So hatte er noch nie einen Menschen über den eigenen Tod reden hören.

«Ich glaube, es ist nun so weit», fuhr sie fort, stand auf und griff nach ihrem Stock. Sie wandte sich wieder dem Friedhof zu, er begleitete sie zu dessen hohen Stufen zurück, eine kurze Strecke nur, aber die Alte ging langsam und mühsam, stand immer wieder still und plauderte unentwegt: «Lieb von Ihnen, Herr Pfarrer, mich zu begleiten.»

«Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei», zitierte der Pfarrer die Heilige Schrift.

«Besonders auf dem Weg zum Friedhof nicht.»

«Da klafft die grausame Einsamkeit doppelt schwarz.»

«Einsam! Ja!» machte die Alte, «grausam! keineswegs, Herr Pfarrer.»

Sie musterte ihren Begleiter von oben bis unten, der gesenkten Hauptes neben ihr ging, dann sagte sie mit ihrer hellklingenden Stimme: «Es ist wahr, dass man einmal dem Augenblick begegnet, da man nicht mehr recht weiss, ob man dort oder hier weilt.»

Der Pfarrer nickte.

«Ich meine, man weiss nicht recht, ob man selber hineingedrängt wird, während das bunte Spektrum irdischer Melodien unser Ohr schmeichelt, oder ob man die Engel das Halleluja singen hört und dabei mit dem Fuss gegen die Schwelle sperrt, um nicht hinübergelockt zu werden. Dann spürt man, wie hoch die Stiegen zum Friedhofsingang sind. Wenn man aber einmal oben ist, fühlt man sich heimisch.»

«Sie sind eine gläubige Frau», sagte der Pfarrer.

«Gläubig?» flüsterte sie kaum vernehmbar. «Sie glauben doch auch an ein Weiterleben?»

«Jaja . . . schon», stotterte der Pfarrer, indem er unwillkürlich über seine innere Unsicherheit stolperte.

«Sie zweifeln doch nicht?»

«Neinein . . . neinein . . . keineswegs.»

«Ich wäre nicht erstaunt, wenn Sie zweifelten. Es ist nicht leicht, daran zu glauben, auch für den Diener am Gotteswort nicht. Seit unserer Jugend blicken wir – wir müssen es tun, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es zugeben oder verneinen – blicken wir über das Grab hinaus, wissend, dass unser Weg uns unabdingbar zum Friedhof führt, und unsere düstenden Augen trinken den weiten, weiten Raum des Unendlichen und des Ewigen, und wir schauen und schauen . . . und sehen . . . nichts . . . nichts.»

Da erschrak der Pfarrer. Doch eine von den modernen Nihilistinnen, die nur ins Nichts zu schauen vermögen. Er schwieg, und sie liess ihm keine Zeit zu längeren Überlegungen.

«Aber jeder Mensch hat irgendwann, irgendwo in seinem Leben eine Begegnung besonderer Art. Ein Freund, eine grosse Liebe, ein Schicksalsschlag, ein Verzicht, unerwartet, unfreiwillig! Er wird aufgerüttelt in seiner Lethargie, die Grenzen verwischen sich, er verweilt einen Augenblick und räumt seiner Seele Zeit ein, frisch Atem zu schöpfen, seine Augen werden scharfsichtig, seine Ohren hellhörig, und er sieht die Ewigkeit wie eine buntgefärbte Wolke an sich vorbeiziehen, er hört ihr Rauschen und weiss plötzlich, dass irgend ein Punkt *sein* Punkt ist, dass irgend ein Ton *sein* Ton ist, dass er in die Schöpfung eingebettet ist, dass er ewig war und ewig sein wird.»

«Ich wollte, ich könnte es meinen Pfarrkindern so schön sagen», seufzte der Pfarrherr.

«Vielleicht haben Sie die entscheidende Begegnung noch nicht gehabt. Manch einen trifft es früher, andere später, und viele – besonders in unserer Zeitspanne – gehen leer aus. Wehe ihnen! Ich habe sie hinter mir, jene Prüfung.»

Bei den letzten Worten hatte sie sich ein wenig ereifert und holte tief Atem.

«Erzählen Sie weiter! Erzählen Sie!» leczzte der Pfarrer nach der Fortsetzung des Berichtes.

Keuchend humpelte sie zur Steinbank am Eingang des Friedhofes, setzte sich und hub an: «Sie möchten mehr über mein Leben wissen?»

Sie nickte und blickte den Seelsorger lächelnd an.

«Oft habe ich Gott gebeten, er möchte mich

in mein Inneres blicken lassen. Wissen Sie, einen kurzen Augenblick nur. Er hat mein Gebet nicht erhört.»

«Seine Wege sind nicht unsere Wege», zitierte der geistliche Herr wieder die Schrift.

«Sie sagen es, Herr Pfarrer, ich habe es erfahren. Ja, erfahren! Als er mir meine Stimme nahm.»

«Ihre Stimme? Sie haben sie noch. Und sie ist selten klar und rein.»

«Sie haben recht und *ich* habe recht. Mir ward die Gnade des Singens gewährt. Mit meiner Stimme habe ich die Welt erobert. Wo ich auftrat, jubelte man mir zu, ich wurde gefeiert, bevor ich den Mund zum Singen öffnete. Das schlichte Volkslied so gut wie die Arie des Oratoriums bedeuteten mir das Leben. Ich hatte sie in mir, und ich hatte das seltene Glück, mit meiner Stimme auch meine Mitmenschen beschicken zu dürfen. Schenken ist schön, Herr Pfarrer, ist schön! Aber die menschliche Stimme ist vergänglich.»

Sie nickte bedeutsam mit dem Kopf, mag sein in Erwartung einer Gegenfrage. Sie kam nicht.

«Einmal beginnt sie zu schrumpfen, wie die Lippen der Jugend zu schrumpfen beginnen. Und die Liebhaber wenden sich von uns.»

Beide schwiegen längere Zeit. Sie blickten ins Leere.

«Auch Gott wendet sich von uns . . . man meint es jedenfalls.»

«Man steht plötzlich allein», unterbrach sie der Pfarrer.

«Meine Stimme starb.»

Der Geistliche blickte sie verständnislos an.

«Ich meine die Stimme der Sängerin. Die menschliche Stimme, die ist noch. Ich habe Tränen geweint, als ich sie verlor. Ich konnte es nicht fassen. Es kam über mich wie ein Gottesgericht, das ich weder verstehen konnte, noch verdient zu haben glaubte. Ich meinte, mit meinen Liedern Gott geküsst zu haben. Er nahm sie mir, nahm mir das Leben und liess mich doch leben. Da habe ich mit ihm gehadert, habe gelästert und ihn im gleichen Augenblick um Verzeihung gebeten, und er hat mir nicht nur verziehen, sondern meine Lästerungen mit einem Quentchen Weisheit gesegnet.

Nicht nur meine dankbaren Zuhörer, auch ich hatte meine Lieder, ihre Farbe, ihr Gewicht, ihren Wert mit dem Massstab meiner Stimme gemessen, ein Massstab, der auf die Fläche, den Raum, das Gewicht geeicht ist. Daneben gibt es eine andere Wirklichkeit, eine von Menschen unmessbare, weil sie überirdisch ist. Soll sie ‚Werden‘ oder ‚Zeit‘ heißen? Sie ist eine innere Schau, Intuition.

Da ward es mir plötzlich klar, dass ich meine Lieder gar nicht verloren hatte. Es sang immer noch in mir, so frisch und rein wie eh und je. Nur das Schenken war mir verwehrt, ein wesentlicher Teil allerdings.»

«Auch eine Wirklichkeit», unterbrach sie der Pfarrer.

«Auch eine Wirklichkeit», fuhr sie fort, «nicht aber die Urwirklichkeit, die Lieder selber hatte ich noch.»

«Sie sagten aber, schenken sei schön.»

«Ja, Herr Pfarrer. Wohl dem, der die Nächsten an seinem Überfluss teilhaben lässt. Aber unter der Decke des Schenkens lauert oft die Eitelkeit, und dann wäre es besser, man schenkte nichts.»

Sie holte tief Atem.

«Noch mehr! Wenn dem Menschen ein Quentchen göttliche Weisheit in die Seele gegeben wird, keimt und sprießt der Samen und geht auf und blüht. Die Gewissheit, die Lieder zu haben trotz des Verlustes meiner Stimme, wurde nach und nach zur Gewissheit, sie ewig zu haben. Das ist, was mir heute hilft, die hohen Stiegen zum Friedhof zu nehmen, mich im Friedhof selber heimisch zu machen.»

«Reden wir nicht davon», schüttelte der Pfarrer den Kopf, «Sie sind noch . . .»

«Nein, Herr Pfarrer, ich weiß, wo ich stehe und möchte mitnichten auf diesen, *meinen Tod*, verzichten. Ich weiß, dass er aus meinem Leben geht, das mir Liebe und Hass, Sinn und Not, Erfolg und Verzicht gab. Und ich weiß, dass ich – wenn nichts anderes – so doch meine Lieder hinüberretten werde. Sie werden dort in mir sein, wie sie hier in mir waren.»

Unvermittelt, von der Einsicht erleuchtet, alles gesagt zu haben, erhob sie sich, griff nach ihrem Stock und verabschiedete sich. Freundlich

erwiderte der Geistliche den Gruß. Mehr brachte er nicht über seine Lippen. Bevor sie um die Hausecke bog, schaute sie nochmals zurück, und ihre geheimnisvollen Augen schienen aufs Mal, die ganze Welt einzufangen . . . oder blickten über deren Grenzen hinaus . . . irgendwohin . . . nirgendwohin. Ein Blick, der nicht zu deuten war. Den Pfarrer überkam ein unheimliches Gefühl. Auf leisen Sohlen, um die Weihe des Augenblicks nicht zu stören, schlich er in sein Studierzimmer zurück.

Am nächsten Abend wartete er wieder auf dem Bänklein, bis sie erschien. Sie ging noch mühsamer als sonst. Er begleitete sie zu den Stufen des Friedhofs und sah, dass sie nicht mehr die Kraft besessen hätte, um allein emporzusteigen. Er half ihr. Sie dankte, machte aber unter dem Spitzbogentor eine abweisende Kopfbewegung, und er wusste, dass sie allein sein wollte.

Lange wartete er auf dem Bänklein vor dem Kirchhof. Er wollte ihr auch beim Abstieg der Steinstufen behilflich sein und wollte wieder einen Augenblick mit dieser sonderbaren Frau plaudern. Heute fände er bestimmt die richtigen Worte, um mit ihr wieder in ein vertrautes Gespräch zu kommen, von ihr noch mehr zu erfahren. Er hatte alles genau überdacht.

Er wartete vergebens. Sie kam nicht mehr, und als er, nach einbrechender Dunkelheit, im Friedhof nach ihr ausschaute, fand er sie tot neben dem letzten noch frischen Grabhügel liegen. Und noch immer strahlte ihr verwelktes Gesicht, lächelte ihr Mund, und ihr erloschener Blick spiegelte ein tiefes Geheimnis wider.

Die Ausstellung

Warum ich die Ausstellung besuchte? Ich weiß es nicht. Nur so, ohne einen bestimmten Grund. Vielleicht hatte ich gehört, sie sei sehenswert, oder ich wollte nur mitreden können, falls man in Gesellschaft darauf zu sprechen kam. So eitel und kulturbeflissen fühlte ich mich jedenfalls, es gehört zum guten Ton. Auch das weiß ich genau. Dabei möchte ich nicht mit schnöden Worten meinen Kunstsinn von vorn herein in den Boden stampfen. Manchmal ist er

sogar echt, einzelne Bilder einer Ausstellung vermochten mich schon zu fesseln, sogar zu erschüttern.

Diesmal waren es Edvard Munchs Bilder: «Liebendes Weib, zwei Menschen, einsames Mädchen, Begegnung im Weltall».

Lange habe ich vor diesen seltsamen Bildern gestanden, gierig haben meine Augen den Fluss ihrer Ausstrahlung getrunken und konnten sich doch nicht satt sehen, bis das Gefäss überlief, bis es mir schwindlig wurde und ich mich setzen musste.

Als mir – vermutlich kurz darauf – die Augen geöffnet wurden und ich die Ausstellung verliess, war ich meiner Sinne kaum mächtig. Jedenfalls kann ich mich nicht mehr erinnern, durch welche Türe ich ins Freie trat und warum ich an den Bahnhof ging, wo ich, ohne ein Billet zu lösen, den ersten besten Zug bestieg. Der Bahnhof war leer und das Abteil, das ich betrat, ebenfalls. Darob staunte ich nicht, obwohl es am helllichten Tage war, sondern setzte mich hin mit dem wohltuenden Gefühl der Geborgenheit und schaute dem Windspiel zu, das auf dem Gleis vor meinem Fenster eine hängende Fahne bald stärker, bald schwächer zum Flattern brachte. Erst, als der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte und ein Mädchen, das ich weder eintreten gehört noch gesehen hatte, im Abteil erschien, staunte ich – vielleicht war ich sogar leicht erschrocken – ob der unerwarteten Erscheinung. Es ging geradewegs ans Fenster nebenan, zog es langsam herunter, winkte mit der Hand, obwohl niemand auf dem Gleis war und blickte längere Zeit hinaus.

Meine Augen weideten sich an dieser schlanken Gestalt, an ihrem langen, in feine Falten gelegten Kleid, am engen, grünlichen Gurt um die Taille, an ihrem blonden, wallenden Haar, das ihr über Schultern und Rücken bis zum Gürtel fiel. Längere Zeit blieb das Mädchen so am Fenster stehen, unbeweglich wie eine Statue. Ich wusste sofort, dass ich es kannte, aber nicht, wo ich ihm begegnet war. Ich musste mich zu ihm setzen, zu ihm sprechen. Aber es liess mir keine Zeit dafür, kehrte sich plötzlich gegen mich, trat auf mich zu, strich mit beiden Händen den langen Rock zurecht und setzte sich mir gegenüber.

Das Blut schoss mir wie einem ertappten Jungen in den Kopf. Erst nach geraumer Zeit flüsterte ich verlegen: «Haben Sie ein Billet gelöst?»

Es lachte. «Nein, in diesem Zug fährt man ohne Fahrkarte. Wissen Sie das nicht?»

«Doch . . . eigentlich ja . . . ich dachte nur, wenn der Zugführer käme.»

«Wenn er käme . . . aber er kommt nicht», antwortete das Mädchen und strich sich das Haar aus dem Gesicht.

«Sie haben recht», sagte ich, «darf ich Sie fragen, wohin Ihre Reise geht.»

«Muss man immer das Ziel kennen, wenn man etwas tut . . . oder vielleicht nicht tut? Ich bin einfach Ihnen nachgegangen.»

«Das hätten Sie nicht tun sollen», sagte ich und hob die Augenbrauen, um meiner Aussage mehr Gewicht zu verleihen.

«Sie sehen, wir sind allein, und die nächste Haltestelle ist auch die Endstation der Fahrt . . . und Sie kennen mich nicht.»

«Aber doch, ich kenne Sie. Sie waren in der Ausstellung, haben lange Zeit vor Edvard Munchs „Zwei Menschen“ gestanden, ich glaubte, Sie nie aus den Augen verloren zu haben, sah noch, wie Sie sich setzten, dann . . . waren Sie plötzlich verschwunden, ich weiss nicht wie.»

«Sie sehen einen Menschen fünf Minuten und folgen ihm ohne Bedenken, als wäre er Ihr Bruder.»

«Menschen, die sich Bildern oder der Musik vollkommen hingeben, sind durchsichtig wie Kristall, man liest in ihnen wie in einem Buch, und man erfährt oft in fünf Minuten mehr als im Versteckspiel langer, schwungvoller Reden.»

Es warf die Beine übereinander und blickte zum Fenster hinaus. Seine Hände ruhten auf seinem Schoss. Beinahe nur zu sich selber sagte es: «Sie dürfen mir du sagen . . . Ursina.»

«Ursina?» erwiderte ich.

Sie schmunzelte. «Worüber staunen Sie?»

«Mein Name ist Urs», gab ich verschmitzt lächelnd zurück und streckte ihr – unsere Verbrüderung bekämpfend – meine Rechte hin. Da sah ich ihre Augen leuchten und hörte, dass ihre Stimme wie Musik klang: «Wenn Menschen oder Dinge eng zusammengehören oder



Foto G. Wotzurka

Annina Vital: Keramik-Teller

gar eins werden, bekommen sie auch denselben Namen.»

Darauf blickten wir beide schweigend zum Fenster hinaus. Ich sah die verschleierten Bäume wie Gespenster an uns vorbeiflitzen, und das beängstigende Gefühl einer übermässigen Geschwindigkeit überkam mich. Ich schloss die Augen und lauschte gespannt und staunte, dass unser Zug ohne zu rattern fuhr. Geisterhaft!

«Was schätzest du Ursina, wie rasch fahren wir?» fragte ich und bemühte mich, meiner Stimme einen gleichgültigen Ton zu geben. Sie schüttelte die Achseln.

«Ich schätze . . . etwa 200 Stundenkilometer», fuhr ich fort, «hast du nicht Angst? Der Zug könnte entgleisen.»

«Nein», sagte sie, «der Zug der Einsamen kann nicht entgleisen.»

«Alles auf dieser Welt kann aus der Bahn geworfen werden, selbst die Erde, wenn es Gott gefiele.»

«Aber es gefällt ihm nicht. Glaubst du übrigens an Gott?»

Die Frage kam für mich unerwartet, und ich bemerkte, wie Ursinas Gesichtszüge sich dabei verhärteten. Sie mochte auch gefühlt haben, dass man diese Frage nicht nur so stellen darf, als erkundigte man sich nach dem Wetter oder so, und sie erwartete keine Antwort, hatte ihr Gesicht leicht abgewendet und blickte – wie es mir schien – geistesabwesend zum Fenster hinaus. Ich sah sie im Profil und konnte mich nicht satt sehen an ihrem länglichen, eher blassen Gesicht, ihrer feingeformten Nase, ihrer leicht aufgeworfenen Oberlippe und ihrem gewölbten Busen. Dann blickte auch ich verträumt durch die Scheibe und gewahrte blumenbespickte Wiesen, wo Rehe grasten, vermummte Wälder und das immer enger werdende Tal.

Ohne zu rütteln, unerwartet, fast plötzlich hielt der Zug. Wir stiegen aus. Kein Bahnhof, kein Vorstand oder Gepäckträger, auch keine wartenden Reisenden auf dem Gleis, nur eine Wiese, ein Feld, ein Wald, ein Fluss und links und rechts Berge, hohe Berge mit grünenden Matten an ihren Flanken. In den blühenden Sträuchern schlüpften einige Spatzen, die Schwalben flogen hoch, ein Schönwetterzeichen!

Der Sonnenstand zeigte uns an, dass es etwa Mittag sein musste und wir noch genügend Zeit für den Aufstieg hatten. Wir folgten dem Flusslauf, lauschten seinem ungestümen Wellenschlag, setzten uns auf Ufersteine und liessen das Wasser durch unsere Finger rinnen. Ursina hatte schmale, längliche Hände. Die Schaumbläschen der Wasserschnellen glitzerten vielfarbig, gleich kleinen Regenbogen in der hellen Mittagssonne. In der Höhe kreiste ein Adler und zog ohne Flügelschlag wunderbare Schleifen. Krächzend umschwärmten ihn die Krähen. Der grosse Alleingänger, der Einsame, wird immer von den Kleinen angegriffen, dort oben wie hier unten.

«Einsamkeit ist tief», sagte ich, «und weit», ergänzte mich Ursina, «weit wie der Ausblick auf dem Grat oder dem Berggipfel.»

Wir zogen weiter. Der Bergwind spielte mit Ursinas Haar, blies es ihr von hinten ins Gesicht oder zerzauste es auf ihrem Rücken. Einen eigentlichen Weg gab es nicht. Wir schritten über weiche Bergwiesen oder -matten, dann mussten wir unter Gestrüpp durchkriechen oder über holperige Geröllhalden gehen, bis uns eine Talsenge den Weitermarsch verwehrte. Wir hätten den Fluss queren müssen, aber seine Wellen gingen zu hoch, und das Wasser war reissend. Unerwartet trat ein Knabe auf uns zu und anerbot sich, uns an das andere Ufer zu fahren. Er wies auf ein kleines Boot, das er bereithielt, und bat uns einzusteigen. Wir zögerten einen Augenblick, da meinte er – und seine Stimme klang zuversichtlich – wir sollten keine Angst haben, die Überfahrt sei nicht gefährlich, dafür bürgte er, und auf der anderen Seite müssten wir uns selber vorsehen, wie es weitergehe. Da stiegen wir ein, und der kleine Schiffer gab zu verstehen, es sei gut so, die meisten Wanderer würden an dieser Stelle umkehren. In der Mitte des Flusses, als unser Boot von den reissenden Wellen wie eine Nusschale hin- und hergeworfen wurde und unsere Herzen vor Angst zu bersten drohten, hielt er stille und meinte trocken: «Sehen Sie, dies ist der Preis, den alle nach Quellwasser Dürstenden zahlen müssen.»

«Fahren Sie bitte weiter», sagte ich. Er gehorchte, setzte seine Ruder an und kam ohne

Schwierigkeiten durch. Ein Entgelt lehnte er entschieden ab und verschwand mit seinem Bötcchen ebenso plötzlich, wie er am andern Ufer erschienen war.

Ein holpriger Pfad führte uns berghinan. Manchmal entfernte er sich vom Fluss. Wir achteten gut darauf, denn wir wussten, dass, wer die Quelle finden will, sich an den Fluss halten müsse. Ursina schritt mir voraus. Wie eigenartig nahmen sich der lange, gefaltete Rock und das auf ihrem Rücken aufgelöste Haar in dieser Umgebung aus!

Auf der nächsten Terrasse, angesichts der Bergwelt, die sich vor unseren Augen weitete, wusste ich plötzlich, wo ich Ursina begegnet war.

«Ursina», rief ich überlaut, «du warst ja in der Ausstellung.»

Im Weitergehen drehte sie den Kopf nach hinten und lächelte verständnisvoll.

«Ich habe Durst», sagte sie.

«Ach Gott», sagte ich, «erst jetzt werde ich deiner bewusst. Du warst dort als Bild, als junges Mädchen am Strand.»

«Als Einsame», erwiderte sie. «Bilder leben wie Kinder Gottes. Weisst du's nicht?»

«Natürlich weiss ich's.»

«Was suchst du Unterschiede, wo keine sind?»

Wir hatten die Waldgrenze längst überschritten und gingen nebeneinander über Grasbänder und kleine Steinwüsten. Wie ein Faden durchschnitt der Horizont des nahen Grates die unendliche Weite der Berglandschaft. Es duftete nach Abend und unsere Augen weideten sich am Schwinden der Tageshelle. Am Rande eines Wasserbeckens, dessen Klarheit uns wie das Auge Gottes anblickte, hielt Ursina plötzlich an. Von Zeit zu Zeit stieg aus dem Grunde des Beckens ein Bläschen auf und verursachte ein kaum vernehmbares Gurgeln. Wir knieten in die blühenden Brunnenkressen, bückten uns tief und tranken, und unsere Wangen berührten sich dabei, und Ursinas langes Haar fiel ins Wasser. Beim Aufstehen küsste ich ihre Wange. Sie wehrte sich nicht.

Stumm blickten wir lange vor uns hin, auf die scharfen Konturen des Berggrates unmittelbar

vor unseren Füssen, auf die in der Abenddämmerung bereits verschwommenen Bergspitzen und im Hintergrund auf die beiden Wolken am unendlichen Horizont, die eine von der untergehenden Sonne noch beschienen und rötlich schimmernd, die andere grauschwarz, im Schatten der Nacht versunken.

«Siehst du die beiden Wolken, wie sie übereinanderliegen, wie ihre Konturen zu verschwimmen beginnen? Sie werden ineinander fliessen, eins werden, und sich dann in ein Nichts auflösen. Vergehen, damit es werden, sterben, damit es leben kann. Das ist der ewige Kreislauf des Weltalls.»

Noch nie zuvor hatte ich die Weite des Abendhimmels und die Stille der über uns einbrechenden Nacht so tief empfunden, noch nie waren mir Sitte und Religion und Brot und Wein und Liebe so geborgen in die urzeitliche Landschaft eingebettet erschienen wie jetzt.

Ursina reichte mir ihre Rechte und wies mit der Linken auf die beiden Wolken und flüsterte: «Begegnung im Weltall.»

Wie von unsichtbarer Hand ausgestreut kroch die Nacht den Berg hinan.

«Nur in der vollständigen Dunkelheit wird das Unendliche sichtbar», sagte Ursina. Ihre Worte klangen kaum vernehmbar, als fürchte sie, die Stille des Augenblicks zu stören.

«Und nur in der Dunkelheit werden unsere Augen hellsichtig genug, um der Schöpfung ins Angesicht zu blicken», raunte ich ihr ins Ohr.

Sie nickte.

Ans Zurückgehen dachten wir nicht mehr. Als es vollends dunkel geworden war, legten wir uns ins Gras, schmiegen uns eng aneinander und deckten uns mit unseren Mänteln zu. Ich spürte die Wärme ihrer Lippen und die Nässe ihres Haars an meiner Wange.

«Das Quellwasser hat meinen Durst wunderbar gestillt», flüsterte sie noch, «Wasser der Urquelle.»

«Und du hast dein Haar darin genetzt», raunte ich.

Dann umfing uns ein tiefer, seliger Schlaf, und wir ahnten unsere andere Wirklichkeit, in der «ich und du eins sind».